

landesgeschichtlichen Forschungen Gewähr für gründliche Arbeit. In der Tat hat er hier ein Werk geschaffen, das für stadtgeschichtliche Bücher vorbildlich ist. Er war mutig genug, gerade den schwierigsten Teil der Münchener Geschichte in Angriff zu nehmen, das Mittelalter. Die Mühe hat sich reichlich gelohnt. Wenn ihm auch nur der eine Nachweis gelungen wäre, daß das mittelalterliche München eine sehr bedeutende Stadt war - bisher hatten selbst Historiker das Gegenteil behauptet -, so wäre sein Mühen nicht fruchtlos geblieben. Wir erfahren aber auf Grund überreicher urkundlicher Belege zahllose und fesselnde Einzelheiten, die von den Lebensäußerungen einer modernen Stadt oft so grundverschieden sind. Obwohl nun das Werk ein streng wissenschaftliches ist, so wird auch der Nichtwissenschaftler reichen Gewinn aus der Lefung ziehen. Die Unterschrift unter Tafel XII wird zu verbessern sein. Denn im »München im Jahre 1570« stand noch nicht das Jesuitenkolleg mit der Michaelkirche. Der gelehrte Verfasser möge uns nun aber auch die Fortsetzung schenken: das München der Neuzeit.

J. Kreitmaier S. J.

Kaiserin Eugenie. Von Octave Aubry. 80 (430 S. u. 16 Bildtafeln) Erlenbach-Zürich u. Leipzig 1937, Eugen Rentsch. M 5.80, geb. M 7.50.

Aubry, der bereits eine Reihe von Büchern über die Familie Napoleons auf Grund der zahlreichen Privataufzeichnungen jener Zeit verfaßt hat, versucht im vorliegenden Werk die Gestalt der Gemahlin Napoleons III., Eugenie, auf dem zeitgenössischen Hintergrund zu zeichnen. An dem Urteil, das die Geschichte über Eugenie gefällt hat, wird das Werk wohl wenig ändern, aber gewisse Schatten ihres Lebens werden doch aufgehellt. So die Art ihrer Religiosität (S. 150 230 260), die, ob schon sie etwas südländisch äußerlich war, doch in allen Schicksalschlägen sie aufrecht hielt und praktisch sich auch in ihrer Treue gegen den Papst zeigte. Auch ihre Beziehungen zu Bismarck (S. 316 322 326) nach der Niederlage von Sedan zeigen uns, wie Bismarck auf jede Weise den Krieg abkürzen und die Opfer, die eine Belagerung von Paris erforderte, sich sparen wollte. Merkwürdig ist das Urteil des Verfassers über Maximilian, den Kaiser von Mexiko, das in dieser Schärfe sicherlich

nicht berechtigt ist. S. 207 heißt es: »Und Maximilian, ganz dem Wein und den Weibern hingegeben, schrieb nur (oder ließ Charlotte schreiben), um sich zu beschweren oder flehentlich um Truppen und Geld zu bitten.«

Für die alte Exkaiserin war natürlich der Ausgang des Weltkrieges eine tiefe Genugtuung und der 11. November 1918 ein Tag des Triumphes, von dem sie sagte: »Ich danke Gott auf den Knieen, daß ich diesen Tag erleben durfte! ... Dieser Tag entschädigt mich für alles, löscht alles aus, macht alles, was ich gelitten habe, gut und erlaubt mir, mit erhobenem Haupte und in Frieden mit Frankreich zu sterben. ... Ich bin vielleicht die unglücklichste aller Frauen gewesen. Aber eine solche Wendung läßt alles vergessen. Wenn ich sterben werde - denn ich werde bald sterben, ich habe nichts mehr zu tun -, wenn ich sterben werde, wie werden sie mich dort oben als Überbringerin dieser Nachricht empfangen! Sie hatten mich allein auf der Erde zurückgelassen. Ich wußte lange nicht, warum. Ich sollte auf den Sieg warten. Wissen Sie, der Tag des Waffenstillstandes ist mein erster Tag im Paradies« (S. 413 bis 414).

Als man ihr den Siegesjubiläum in Paris schilderte, bemerkte sie bezeichnenderweise: »Aber Herr Clémenceau hat eine Dummheit gemacht. Er hätte dem Tedeum in Notre-Dame beimohnen sollen. Auf diese Weise hätte er den Zusammenschluß aller französischen Parteien bewerkstelligt und ein Beispiel von Eintracht und Mäßigung gegeben« (S. 145). Als Clémenceau diese Worte erfuhr, sagte er nur brummig: »Was mischt sich die Alte ein?« ... Aber am 8. Dezember wohnte er im Straßburger Münster dem Tedeum bei und wertete bald in der Kammer die Gedanken der Alten - auf seine Weise geschickt aus. »Die Tage von Straßburg haben sich tief in mein Herz eingepägt. Mitten in der Menge stand mit gesenkten Lidern eine Schwester in ihrer Nonnenhaube, sie sang mit sanfter Stimme die Marseillaise mit. Was für ein Beispiel von Eintracht und Mäßigung, meine Herren!« (S. 416.)

Als die Exkaiserin im Juli 1920 verschied, endete ein Frauenschicksal, das die Höhen und Tiefen des Lebens bis zur Neige ausgekostet hatte wie wenige andere, doch zuletzt im Frieden mit sich, mit der Wahlheimat und mit Gott.



Für den Historiker hat das Buch nur bedingten Wert, da es meistens auf Aufzeichnungen fußt, die eben von französischen Zeitgenossen stammen, welche selbst alles nur vom französischen Standpunkt sehen und beurteilen. G. Hahn S. J.

Haig. Ein Mann und eine Epoche. Von Duff Cooper. 80 (438 S., 20 Abb. u. 6 Karten) Berlin 1937, Vorhut-Verlag Otto Schlegel. Kart. M 8.50, geb. M 10.50.

Kommt man in London in Madame Tussauds Panoptikum, so findet man dort die Figuren aller berühmten Generäle des Empire, die im Weltkrieg sich ausgezeichnet haben, zu einer Gruppe zusammengestellt. Etwas abseits von ihnen steht die Figur eines ganz verdrehten Tommy, wie er gerade aus dem Schützengraben kommt. Unter dieser Figur steht die Aufschrift: »Der Sieger im Weltkrieg«. Zweifellos eine dankbare Geste des britischen Volkes seinen Tommys gegenüber. Liest man aber das vorliegende Werk, bekommt man doch den Eindruck, daß es vor allem der stählerne Geist der Führer, besonders des einen war, der alle diese einfachen Soldaten zum Durchhalten zwang.

Gewaltigen Staub hat das Buch aufgewirbelt, da es als Ehrenrettung des Feldmarschalls Haig seinen politischen Gegnern gegenüber angelesen wurde. Uns, die wir jetzt nach zwanzig Jahren den Krieg mit seinen Auswirkungen ruhig und sachlich betrachten können, berührt es wenig, ob Lloyd George, Haig oder Foch der eigentliche Sieger im Weltkrieg gewesen ist. Dafür aber bietet das Buch soviel anderes Lehrreiche, daß es unmöglich ist, in einigen Zeilen auch nur das Wichtigste jedem anzudeuten. Zunächst aber wird es jedem Unbefangenen völlig klar, welche Hindernisse ein Heerführer zu überwinden hat, der einer demokratisch-parlamentarischen Regierung unterstellt ist, die ständig Rücksicht nehmen muß auf ihre Wähler, auf die Parteipresse und die so wandelbare öffentliche Meinung. Oft geradezu dramatisch ist das Ringen des Soldaten dargestellt, der nur ein Ziel kennt, die Niederbringung des Gegners und den Endsieg, mit dem Parteipolitiker Lloyd George, der, schillernd in Wort und Tat, ewig wechselnd in seinen Plänen, immer schieelend nach der Volksgunst, sich in alles hineinmischt, in alles hineinredet, ohne die nötige Sachkenntnis zu besitzen. Dann aber

bedrückt den deutschen Leser besonders das Gefühl, wie viele Gelegenheiten deutscherseits verpaßt wurden, da unser Nachrichtendienst im entscheidenden Augenblick verlagte, wie z. B. bei der Meuterei der französischen Divisionen im Frühjahr 1917, über die Stimmung im feindlichen Hauptquartier, über die Ansichten der führenden englischen Politiker u. a. Deutlich zeigt sich auch, daß jede Äußerung der Friedensneigung der Deutschen nur ein weiterer Ansporn für den Feind war, jetzt erst recht durchzuhalten. Sehr groß ist die Achtung und das Lob, das in diesem Werke deutscher Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit überall gespendet wird, so daß selbst nach dem Rückzug von 1918 das Frontheer der Deutschen hätte einen anständigen Frieden erzwingen können, wenn nicht die innerpolitischen Gehehnisse dem Feinde alles preisgegeben hätten. Denn das gefürchtete amerikanische Heer war selbst in den Augen der Alliierten 1918 nicht das Heer, das uns gebrochen hätte.

Zugleich aber zeigt sich, daß der eigentliche Sieger der 76jährige Clemenceau, der in Haig einen Gefinnungsgenossen von unerchütterlichem Siegeswillen fand, und der so vaterlandsliebend war, daß er den sogenannten Pfaffengeneral Foch, der ihm als Ungläubigem und Freimaurer äußerst unsympathisch war, ohne Rücksicht auf Partei und Weltanschauung wegen seiner Befähigung und seines zielbewußten Willens zum Generalissimus machte. Fiel doch selbst dem religiösen Schotten Haig der General Foch mitunter auf die Nerven, der sogar im Hauptquartier sich am Freitag von Fleischspeisen enthielt, wie es sich Haig als etwas Besonderes in sein Tagebuch aufzeichnete. Mit den andern katholischen Generälen Pétain und De Castelnau verstand sich der Schotte gut. Gerade in seiner religiösen Einstellung erinnert Haig oft an seinen Gegenspieler Hindenburg. Es war echtes, tief religiöses Empfinden, das beim Soldaten äußerlich nur manchmal sichtbar wird, aber das doch die Grundlage seines ganzen Charakters ist. Als er als Sieger in die Heimat zurückkehrte, hatte er nur zwei große Sorgen. Die eine war, die kirchliche Zersplitterung in England zu beseitigen und aus der Kirche einen Schutzwall gegen den Bolschewismus zu schaffen, also von innen heraus diese so drohende Gefahr abzuwehren (S. 471). »Meiner Meinung nach«, sagte er,